

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 204.

Freitag, 1. September.

1916.

(24. Fortsetzung.)

Frau Minchens Narretei.

Humoristischer Roman von Käte van Beek.

(Nachdruck verboten.)

„Vierundzwanzig und ein halb“, fuhr Ludovika wild auf.

„Ich meinte ja nicht dich, liebes Kind. Ich mache nur eine allgemeine Bemerkung. Deine Schönheit hält sich ja vorzüglich und du verstehst ja auch der Jugendfrische nachzuholen.“

„Das habe ich von dir gelernt!“

„Richtig, und du kannst mir dankbar dafür sein“, lächelte die Freifrau anerkennend. „Aber weißt du, dabei bin ich auf einen neuen Gedanken gekommen. Vielleicht wäre Fee die passende, reiche Frau, die du heute für Alfons vorschlagst.“

Ludovika lachte übertrieben amüsiert auf. „Das sieht dir ähnlich! Gleich ein Heiratsplänchen und ein Taschenaltärchen bei der Hand! Aber diesmal würde das schwerlich funktionieren. Alfons hat, wie du weißt, einen ganz anderen Geschmack.“

„Bob, unter dem Zwange der Verhältnisse müßte er sich eben so biegen lassen wie der deine, und vielleicht entzückt ihn gerade diese leusche und herbjungfräuliche, rotblonde Art.“

„Ja, sicher! Der liebe Alfons legt auf Neuschönheit und herbe Jungfräulichkeit hervorragenden Wert, das hat er immer bewiesen“, höhnte Ludovika. „Aber wenn er das auch wirklich täte, so kannst du sicher sein, daß Fee gar keinen Geschmack an seiner unteuichen, begehrlichen Art finde. Sie hat so wie so, wie du selbst siehst, eine instinktive Abneigung gegen unsere Familie. Die wird sich vor Alfons nicht zu Liebe wandeln.“

„Das kann man nicht wissen“, beharrte die Mutter nachdenklich auf ihrer Ansicht. „Männern gegenüber ist das ganz etwas anderes, da wirkt manchmal gerade das Gegenteil von dem, was man an uns Frauen liebt. Es käme immerhin auf einen Versuch an und gegen den wirst du trotz deiner strengen Grundsätze, mit denen du Bob und Gut deiner künftigen Familie schützt, doch wohl nichts haben. Denn irgendeinem fällt Fee mit ihrem Gelde doch einmal zu, und da kann es dir wohl gleichgültig sein, ob das dein Bruder oder ein anderer Habenichts ist.“

„Durchaus nicht, denn es braucht kein Habenichts zu sein. Gib dir überhaupt keine Mühe, Fee ist schon halb und halb in festen Händen, sie hat schon eine angehende Schwiegermutter, mit der du es schwerlich aufnehmen kannst.“

„Das werden wir sehen. Schwiegermutter allein machen dergleichen doch nicht. Wenn du mich auch noch so giftig ansiehst, ich werde handeln wie es mir paßt und sage dir nur, daß du froh sein kannst, deine Partie in der Hand zu haben, denn jetzt tritt Fee als nicht zu unterschätzende Konkurrentin an deine Seite, und was ihr an Schönheit fehlt, eriest sie mit Geld. Da wären deine Chancen sehr ausübungsgängen, liebes Kind. Also erzürne nicht deine Mutter, die darauf arbeitet, deine Stellung zu festigen, und las sie ihre Wege gehen.“

In den nächsten Tagen wurde die Verlobung veröffentlicht und von diesem Augenblick an begann Frau

Amalie nicht nur an die Hochzeit zu denken, sondern auch schon für ihre Festzehrung und Beschleunigung zu handeln.

Sie war mit der Tochter wieder vollkommen einig und nur darauf bedacht, für deren Interessen zu sorgen, natürlich immer mit dem Nebengedanken, daß sie dabei ihre eigenen und die ihres Sohnes auch fördere.

Zuerst galt es jetzt, Ludovikas empörten Widerstand gegen den Wohnsitz auf dem Vorwerk zu beseitigen. Das Haus dort war alt, aber es hatte schöne Räume und wenn es gut hergerichtet würde, konnte es vielleicht hübscher werden als das Gutshaus der Eltern, in dem seit dem damaligen Einzuge des jungen Paars fast nichts verändert war. Die Freifrau fand es gar nicht übel, wenn Ludovika die beiden Alten nicht zu nahe hätte und ganz ihre eigene Herrin war, nur mußte alles neu und schön für sie zurechtgemacht werden. Sie fing daher beizeten an, ihren Feldzugsplan zu eröffnen.

„Benutzt doch die gute Jahreszeit, um im zukünftigen Hause der jungen Leute alles herrichten zu lassen“, sagte sie bald nach der Verlobung. „Es wird dann alles beizeten fertig und kann austrocknen.“

Bruder Fritz runzelte die Stirne. „Was hat da viel auszutrocknen, um beizeten fertig zu werd'n? Das bißchen, was da gerechtzumachen ist, wird allemal fertig, um mit der Hochzeit eilt's nich, daß hab' ich gleich gesagt.“

„Lieber Fritz, deine Meinung in Ehren, aber wenn du von „ein bißchen“ sprichst, so ist das doch unzutreffend. An dem Hause muß tüchtig umgebaut und nach den Ansprüchen der Zeitzeit verschönert werden. Ludovika ist gewiß bescheiden, aber —“

„Ja, Fritzchen, da hat Amalie recht“, fiel Frau Minchen eifrig ein. „So bleiben kann es nicht, wenn ein junges Paar einzicht.“

Die sich neuerdings zum Stammbort auswählende Redensart Frau Minchens „Amalie hat recht“ brachte den Hausherrn zur Verzweiflung. Gleich polterte er wild los.

„Wir sind auch ein junges Paar gewesen und bei unserem Einzug hat kein Mensch daran gedacht, umzubauen und zu verschönern. Und was für uns gut genug war, wird wohl auch für diese taugen.“

„Mein lieber Fritz, du stellst unhaltbare Beispiele auf“, lächelte die Freifrau überlegen. „Zwischen damals und jetzt liegen fast dreißig Jahre, da ist das Haus nicht jünger und schöner geworden —“

„Ach was, dreißig Jahr! Denkt nich daran, achtundzwanzig sind's erst“, brummte Bruder Fritz, direkt nur aus Lust am Widerspruch und als Ausbruch seiner üblichen Laune.

In den schönen blauen Augen seiner Schwester zuckte ein grünlicher Schein von triumphierender Schadenfreude auf. Er lieferte sich selbst in ihre Hände.

„Bleiben wir lieber bei dreißig, lieber Fritz, es macht sich für Eugens Alter besser, Eugen ist auch schon achtundzwanzig“, sagte sie ganz sanft, aber mit un-

genehmer Deutlichkeit und sah dem Bruder fest und durchdringend ins Gesicht.

Da saß der Pfeil, den sie flug im Höcher gehalten, nun wollte sie einmal sehen, welche Wirkung er ausübte. Wenn sie diesen Hinweis nicht verstanden, würde sie deutlicher werden.

Frau Minchens altes, graues Gesicht bedeckte sich mit fliegender Röte und auch ihr Mann blickte verwirrt, und seine frische Hautfarbe vertiefe sich um etliche Töne. Die Kehle war ihm wie zuschnürt. Dieses Frauenzimmer, diese gemeine Expressernatur! Packen hätte er sie mögen und schütteln und mit kräftigem Schwunge aus dem Hause werfen! Wagte ihm zu drohen, dachte, daß er sich einschüchtern lassen würde! Und dabei war es ihm, als wenn ihr Blick und ihre Worte sich ihm wie ein Joch auf den Nacken legten und ihn niederzwarfen in den Staub zu ihren Füßen und in ihre Macht. Wenn sie so etwas vor den Kindern sagte, — wenn die erführen! — Seine See, vor seiner See erröten müssen, — unerträglicher Gedanke!

Die Blicke der Gatten trafen sich, in Frau Minchens Augen eine tödliche Angst, eine flehende Bitte. Die kleine Unregelmäßigkeit, mit der sie vor neunundzwanzig Jahren lächelnden Mutet ihr Leben in neue Bahnen lenkte, die sie erhobenen Hauptes und ungerührt von Sitte und Vaters Born getragen hatte, legte sich heute in Gedanken an ihre Kinder auch wie ein eisernes Joch auf ihre alten, schwachen Schultern. Vergessen war es gewesen, nie mehr hatte sie daran gedacht, aber nun wuchs es vor ihr auf. Der Berg, den sie damals leichten Fußes überstiegen, wurde jetzt unübersteiglich. Ihr Blick flehte zu ihrem Mann hinüber: „Gib nach, reize sie nicht, — hilf mir!“

Fritz Riedel atmete schwer. „Na, meinswejen, wir können ja dran denk'n, daß das Haus repariert wird. Ja, is schon 'ne lange Zeit. — Es kann ja gemacht wer'n, — bei Gelegenheit werd' ich mit 'm Maurermeister drüber sprechen“, rang es sich langsam und stoßweise von seinen Lippen.

„Ach, lieber Fritz, sprich doch nicht von „bei Gelegenheit“,“ sagte sie liebenswürdig lächelnd. „Das ist ein sehr weitläufiges Wort. Was fertig ist, ist fertig, für alle Fälle. Bis in die Ewigkeit könnt ihr die Hochzeit doch nicht hinausschieben. Lange Brautschäften sind mir ein Greuel, und besonders, wenn das Brautpaar sich förmlich sieht. Das gibt Unzulänglichkeiten. Junge Leute haben heißes Blut, man muß ihnen nicht zu viel auimuten. Nicht wahr, Minchen, das verstehst du wohl auch?“

Sie fühlte sich jetzt ganz sicher und zog die Leine, an der sie die beiden alten Sünder hielt, fester an, indem sie die Schwägerin mit demselben dringenden Blick umging, mit dem sie vorher den Bruder zähm gemacht hatte.

Frau Minchen war nun noch grauer als gewöhnlich. Sie sah ihren Fritz wieder an und sagte heiser: „Das soll mein Mann bestimmen, mir ist alles recht. Sogar sehr recht, wenn die Hochzeit bald ist, damit wieder Ruhe in unser Haus kommt; nicht wahr, mein Fritzchen?“

In diesem Augenblick häuste sie die schöne Schwägerin. Mit einem Ruck war die Erkenntnis von deren wahren Charakter über sie gekommen. Wie ein Roman, dachte sie wieder, aber diesmal ohne jede Freude und Genugtuung. Sie hatte auch in den Büchern niemals Sympathie für intrigante Personen, in Wirklichkeit und auf sich selbst angewendet, empfand sie solche noch weniger. Ihr Fritz hatte doch recht gehabt, er kannte die Lumbenbagage, Gottchen, Gottchen, sich in seinem eigenen Hause so etwas sagen zu lassen, so auf den Pfiff gehorchen zu müssen.

Abends im Schlafzimmer rang Frau Minchen ihre Hände und weinte. „Fritzchen, Fritzchen, wie stopfen wir ihr den Mund? Wenn die Kinder es erfahren und uns nicht mehr achten, das überleb' ich nicht! Fritzchen, das ist der Aluk meines Vaters!“

Sie fühlte sich jetzt wieder ganz eins mit ihrem Fritzchen, ganz abhängig und hilfsbedürftig und das von ihr stammende Vermögen spielte gar keine Rolle mehr. Schreien und Klagen hatten sie vollkommen in die alte Stellung zurückgerückt.

Fritz Riedel strich seinem Minchen tröstend über das graue, spärliche Haar. „Sei du man janz ruhig, mein Minchen, mit dem Racker werd' ich schon fertig. Ich hab' schon mit ihr gesprochen. Entweder sie kommt mich nie mehr mit so 'ne Redensarten, oder ich schmeiß ihr um ihre Vajage aus'm Haus!“

In der Erregung ließen ihm doch manchmal noch kleine grammatischen Fehler mit unter und seine Frau pflegte ihn dann meistenteils liebevoll auf den richtigen Pfad zu weisen. Aber heute dachte sie selbst daran nicht. Glücklich fiel sie ein: „Ach, Fritzchen, die Ludovika kann doch nichts dafür, das Kind ist ja ganz unschuldig.“

„Siehste, das Deiwelsfrauennzimmer hat dir rein verhegt! Es wird kein Friede im Haus, eh' nich die ganze Vajage draußen is!“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Kriegszeit in London.

Von Karl Wachmann.

Zwei Kriegstage in London.

Wenige Tage vor meiner Abreise von London. Mit dem Gefühl, daß etwas Folgeschweres in der Luft liegt, eile ich am Morgen in das Speisezimmer der Pension zum Frühstück hinunter. Die ältere blonde Landlady mit den scharfslanigen Zügen, die mich von meinen früheren Besuchen her gut kennt, stürzt mir an der Tür entgegen. „O, Mr. T., Mr. T.,“ ruft sie außer sich, „it's a shame! it's a scandal and a shame!“ Ihre Finger krampften sich um ein Zeitungsblatt, das mit Inhalten bedeckt ist. „Denken Sie sich, Mr. T., Revolution in Irland. Revolution am helllichten Tag. Britische Offiziere und Mannschaften von Iren niedergeschossen. Das Hauptpostamt in Dublin von Rebellen besetzt. Der Aufruhr im ganzen Land. Und so etwas jetzt, während des Krieges erleben zu müssen! Wo man doch so felsenfest überzeugt war, die Iren würden niemals —. Aber das kommt von unserer lächerlichen Milde und Humanität. Asquith ist nur mehr noch ein Waschlappen. „Zusehen und abwarten!“ Da hat man's jetzt. Erinnern Sie sich, Mr. T., was ich Ihnen das letzte Mal über Irland sagte, was wir Engländer alle sagen: Am besten, es würde mit Sac und Pack ins Meer versenkt!“

Diese Worte sind der Grundton zu dem bewegten Tage. Denn nun erhalten ich zum Breakfast, Lunch, zum Tee, zum Diner und zum Supper Irland, Irland und wieder Irland vorgelesen. Irland in allen erdenklischen Varianten, auf alle mögliche und unmögliche Weise von den Leuten zubereitet. An die Tragödie des armen, ausgesogenen Volkes denkt freilich niemand, alles dreht sich dabei um die Tragödie Englands! Ohne etwas Ordentliches genossen zu haben, eile ich zur Untergrundbahnhofstation. Die lärmende „Tube“ soll mich aus der Vorstadt in die City bringen. Rasch in den Lift, der uns zum Zug herunterträgt. Die rasselnden Wagen befördern uns eilends durch „die Eingeweide der Erde“, wie der Londoner in Friedenszeiten humoristisch sagte. Ankunft bei der „Bank“-Station. Die vollgepflasterten Lifts speien ihren Inhalt wieder an die Erdoberfläche. Wie gelb-nebelig doch die City aussieht! Die Häuser düster, graugelb. Das gelbliche Licht spielt auf den zahllosen dahinstoßenden Gesichtern. Gelbe Riesenplakate an den Hauptgebäuden des Platzes, wo sich die sechs, sieben Hauptverkehrsadern der Metropole schneiden. Aufschriften in riesenlettern: „Bürger, zu den Waffen!“ „Erzeuget Munition, Munition!“ „Noch zweihunderttausend Kämpfer für das Vaterland benötigt!“ „Läßt Euch noch heute anwerben, morgen mag es schon zu spät sein!“ „Kämpft für Völkerrecht und Wehrheit, für Humanität und Gerechtigkeit, kämpft für die Existenz der kleinen Nationen!“ Noch nie ist mir die blutige Ironie dieser Worte so aufgefallen wie heute morgen. Aus den Seitengassen strömen zerlumpte Buben, in gelbe, grüne, rote, blaue Zeitungsplakate eingehüllt, überfallen förmlich die Passanten und brüllen aus Leibeskräften durcheinander: „Die letzten Nachrichten! Die

letzen Nachrichten! „Blutiger Aufstand in Berlin!“ „Italiener dringen siegreich gegen Wien vor!“ „Die Deutschen vor Verdun in eine Falle gelockt!“ „Lezte Nachrichten vom Kriegsschauplatz!“ „Maschinengewehre in Dublin!“ „Blutige Schlacht in Dublins Straßen!“ „General Maxwell für Irland!“ „Irische Schurken und Hochverräte!“ „Stich in den Rücken!“ „Dreihundert irische Rebellen niedergemehelt!“ „Britische Vergeltung an den Neuterern!“ „Daily Mail! Daily Mail! Lesen Sie die Daily Mail! Stärkste Ausgabe aller Londoner Blätter! Die Zeitung, die den Krieg vorausgesagt hat!“

Von dem dunklen Menschenstrom fortgeschwemmt, treibe ich die Queen Victoria Street hinunter. Mit Gestampf und Getute, von Reklameschildern bis ins Dach bedeckt, rasselt schwer leuchend, die Häuser erschütternd, ein plumper Autobus vorüber. Ich springe auf, erschittere die fahrende Warte. Vom Deck ein guter Blick über Straßen und Menschen. An einer Rekrutensangststation vorbei. Der Wagen hält. Deutsches Brot und deutsche Brotkarten in den Auslagefenstern, wohl als Beweis dafür, daß Germany verhungert. Ein Werbeoffizier häst eine Ansprache. Keiner kümmert sich darum. Der Autobus irrt weiter. Rechts die St. Pauls-Kathedrale, schmückig, rauchgeschwärzt. In die gebliebene Atmosphäre reden sich die hohen Häuser des steilen Ludgate Hill empor. Unten, zu meinen Füßen, Straßenspieler, meist Krüppel aus dem Bürgerkrieg, die Kinderspielzeug, Kriegslandkarten, König Georgs Bildnis um einen Penny, nur einen Penny, johrend feilbieten . . .

Ich steige aus, und vor mir dehnt sich die Fleet-Street, die weltberühmte Fleet-Street mit ihren zahllosen, wie in den schwefeligen Himmel wachsenden, turmhohen Zeitungsredaktionsgebäuden, die alle von unten bis oben mit metallnen Riesenlettern bedeckt sind. Hier ist es, das grandioseste Lügenhaus, die grandioseste Lügennärr-Fabrik der Erde. Keinen Augenblick stehen die Maschinen still. Täglich die gleichen Lügen ohne die geringste Abwechslung, ohne den leisensten Geschnauft . . . Heute aber hat Fleet-Street Irland zu verlassen. Und wie ich weiterschreite, scheint mir das aus all den traurigen Häusern, aus jeder Seitengasse, von allen Dächern entgegenzutönen. Fortwährend höre ich die Leute im Vorbeigehen durcheinander reden: „Das Unerhörteste ist geschehen. Was wir dem Feinde prophezeiten, tausend, millionenmal, bei uns, bei uns hat es sich jetzt abgespielt. In der Stunde, wo das „Old Country“ auf Tod und Leben kämpft, sind ihm Verräte am eigenen Herd erstanden.“ Überall fahle Gesichter mit befürchteten Mienen. Die mit Schlägen und Stöhnen arbeitende Riesenmaschine scheint an irgend einer Stelle doch nicht ordentlich geölt zu sein . . . Da schneidet meine Gedanken eine Werbekapelle ab, die lärmend aufmarschiert und der ein Rudel Müßiggänger in Lumpen folgt. Die Klänge sind mir bekannt, sie sind die Begleitung zu den Worten eines englischen „Hafengefanges“:

„Nieder mit den Deutschen, und wären's noch so viel!
O Heer und Flotte,rott aus sie mit Stumpf und Stiel!
Nieder mit der Spionebrut, der frechen!
Die Jungen rauschnieden, die Augen ausschneiden!
Nieder mit allen! . . .“

* * *

Am Tage der Abreise. In wenigen Stunden soll mich der Zug nach Zillibury bringen. Und dann Rückkehr nach dem Kontinent. Der Weg führt mich über den Trafalgar Square. Ein langer Zug von Suffragetten wird sichtbar, mit Flaggen und Riesenbannern in allen Farben, die mit goldenen Buchstaben durchwickt sind: „Stop the War“. Langsam, feierlich, gemessen, mit tiefensten, befürchteten Zügen schreiten die Frauen, jung und alt, allen Ständen angehörig, zum Takte der Musik. Dem Kriege soll ja Einhalt geboten werden, sofortige Friedensunterhandlungen will man heißen! Schon haben sich auf den Stufen der Nelson-Säule Rednerinnen aufgespanzt, schon haben sich die Komitedamen ihnen zur Seite gestellt. Da werden plötzlich laute Rufe hörbar: „Move on! Move on!“ Schuhleute in dunkelblauem Tuch mit Nasalbeefgesichtern wingen die Frauen, die Stufen des Denkmals zu verlassen. In großer Anzahl mängen sie sich unter die Haufen, rudern mit ihren Armen in die Menge hinein und schreien unermüdlich: „Move on! Move on!“ Gleichzeitig taucht von Charing Cross her ein ganzes Regiment von Beschäftigungslosen und Bummlern auf, das auf die wehrlosen Frauen losstürmt, in dem Gewirre werden die Flaggen zu Boden getreten, die Fahnenstöcke geknickt. Handgemenge

zwischen den Studenten und den Suffragetten. immer energischere Mahnungen der Polizisten: „Move on! Move on!“ Ein paar Frauen stürzen zu Boden, andere werden hingeschleift . . .

Ich verlasse diesen einstigen Platz der Redefreiheit und begebe mich in die hocharistokratische Pall Mall, diese Straße der ersten und vornehmsten Klubs der Siebenmillionenstadt. Der C. C. Club, der meinen Freund zum Mitglied hat und dem nun mein Abschiedsbesuch gilt, hält sich während des Krieges noch mit vieler Mühe aufrecht. In den prächtigen Räumen wimmelt es von Earls, von Lords, von Right Honourables und sonstigen britischen Größen, die fast alle in Evening Dress erschienen sind. Von den Straßen her dringen bange, langgedehnte Rufe von schicksals schwerem Klang: „Kut-el-Amara! Kut-el-Amara! Kut-el-Amara!“ Vertwisted, diese türkischen Namen! Man denkt unwillkürlich an die Höhe der Dardanellen, an Atri-Burun. Man denkt unwillkürlich an die „glorreichen Rückzüge der Weltgeschichte.“ Aber nein! Wahrhaftig, man braucht sich keine grauen Haare wachsen zu lassen. Der ganze C. C. Club ist ja felsenfest überzeugt davon, daß in kürzester Zeit Bagdad in die Hände der Engländer fallen müsse! Aber nun — was sollte das? Wie? Was? Kein neuer britischer Sieg nach dem Sieg über die Rebellen Dublins?! „Kut-el-Amara! Kut-el-Amara!“ Britische Besetzung eingeschlossen, Hungersnot! „Kut-el-Amara! Heldenhafte Besetzung muß sich ergeben!“ „Neuntausend Mann kapitulieren!“ Wie Neulenschläge faust es nieder. Die grauenhaften Rufe wollen gar kein Ende nehmen. Es ist wie ein böser Traum. Und die Clubmitglieder raunen durcheinander: „Was ist es mit unserm Prestige im fernen Osten? Was soll aus Indien werden? Wohin steuern wir überhaupt?“ Andere versuchen sich zu trösten. Die Engländer hätten die Deutschen und die Türken gewiß nur in eine Falle gelockt . . . Überdies, was spielen auch neuntausend Mann für eine Rolle! „Wie!“ ruft ein Herr mit bleichem Gesicht und bebenden Nasenflügeln dazwischen, „was für eine Rolle?! Schmach und Schande! Die größte britische Besetzung, die sich je ergeben hat!“ „Ich hab es stets gesagt“, erklärt sein Nachbar, „unsere Führung ist unter jeder Kritik. Jede Wette, morgen erklärt unser famoser Asquith.“ „Die Lage war noch nie so günstig!“ „Ich hab das Kriegsspiel endlich fett“, stellt wieder der Bleiche mit den zuckenden Nasenflügeln fest; „kein Sport für mich! So war es mit der Neutralität Belgien wirklich nicht gemeint!“

Durch den früher so anheimelnden Saal zieht nun ein Frösteln, ein Eishaut. Keiner scheint zu wissen, was er mit sich beginnen soll. Whist und Soda lädt man zur Stärkung kommen, starrt fassungslos in die Flammen des Kamins, die auf den fahlen Gesichtern hin und wieder zünden. Der Engländer versucht ja stets seine Erregung so gut wie möglich zu verbergen. Aber diesmal will es kaum gelingen.

Ich empfehle mich meinem Freunde. „Good - bye, old chap!“ Und aus der warmen Fülle von Licht und Strahlen trete ich hinaus in die schneidend-kühle, schwarze Finsternis mit ihren huschenden Schatten. Da durchschneiden tastende Lichtegel das dichte Dunkel über dem geisterhaften Trafalgar Square. Gespenstisch taucht der Admiral auf seiner Riesenfülle für Momente auf. Ah, da wälzt sich ja schon der schwarze „River“ hin. Wie gelähmt scheint die stolze Themse dazuliegen. Kein einziges erlösendes Licht an den Kais, auf den Brücken, kein Schimmer von der einstigen, wundervoll orangefarbenen Nachthelle der Themsestadt mit ihren tausend goldenen, flammenden, zündenden Farben! Tiefe, schwarze, erdrückende Einsamkeit und Kirchhofsstille. Nur das Raunen der Wellen verzerrt das Wasser.

Charing Cross. Hier reiht sich ein Theater, ein Tingel-Tangel-Palast an den andern. Die Abendvorstellungen sind jetzt stark beschränkt. Vor den Eingängen fahren trotz Finsternis die Luxusautos vor. Herren in Evening Dress, Damen in den kostbarsten Abendtoiletten, mit Geschmeide behangen, entsteigen ihnen. Sogar die Kinobesucher tragen jetzt zum Teil Gesellschaftsanzug . . . Irland und Kut-el-Amara. Totenfeier in Evening Dress im Tingel-Tangel!

Aber — ist denn dieses ganze reiche wundervolle London, dieses unendliche Themsebabel in all seiner finstern Macht nicht schon seit Beginn des Krieges ein einziges riesenhaftes Tingel-Tangel? Vermeint man nicht immer wieder in einem moralischen Tingel-Tangel zu wandeln?

Welch ein erlösender Gedanke, morgen abend wieder auf dem Kontinent zu sein!



Aus der Kriegszeit.

Rumänien und sein russischer „Bundesgenosse“. Das Eingreifen Rumäniens in den Weltkrieg rüttelt die rumänisch-russischen Beziehungen gegenwärtig in den vorbersten Kreis der Weltkriegspolitik. Diese Beziehungen, bei denen Russland stets bemüht war, die Rolle des Mächtigen und mit seiner Soldatenmenge ledgenden „Beschützers“ zu spielen, treiben Rumänien in einen Kampf, der es ganz von der Unterstützung durch das Barenreich abhängig macht. Die Art aber, wie Russland bereits einmal — und zwar vor 38 Jahren — seine Beschützerrolle auffasste, kann nicht gerade als günstiges Vorzeichen für die neue Waffenbrüderlichkeit angesehen werden. Denn Rumänien steht nunmehr an der Seite desselben Russland, das 1878 seinen damaligen Verbündeten schmählich im Stich ließ und um den Preis, den es als Lodspeise aufgestellt hatte, schnöde und kaltherzig betrog. Am 6. August 1878 war der Vater des jetzigen Ministerpräsidenten Bratianu an die Spitze der russischen Regierung getreten. In jenen Tagen drohte wieder einmal ein Krieg zwischen Russland und der Türkei. Das russische Protektorat über die Donaufürstentümer war 1856 aufgehoben worden, dem Namen nach standen diese Staaten noch unter der Oberhoheit der Pforte, an die sie Tribut zahlen mußten. Russland hatte es früher für ein selbstverständliches Recht gehalten, bei Ausbruch eines Krieges mit der Türkei einfach, ohne zu fragen, durch Rumänien zu marschieren. 1877 war dieses Land unter der laun zehnjährigen Regierung Karls I. soweit innerlich erstarzt und selbständig geworden, daß der Zar sich herbeilassen mußte, einen Vertrag über den Durchmarsch abzuschließen, in dem die Sicherung aller staatlichen Einrichtungen und der Grenzen Rumäniens feierlich zugesichert wurde. Sofort nach dem Beginn des Krieges hielt Rumänien seine Zeit für gekommen, seine volle Unabhängigkeit zu erklären und die Tributzahlungen einzustellen. Am Russland glaubte es ja jetzt eine unbedingte Stütze und Sicherheit zu haben. In dem Vertrage war von Gebietszuwachs nicht ausdrücklich die Rede, aber der russische Gesandte Ralidoff hatte alles versprochen, wonach Ioan Bratianu nur Verlangen trug. Damals schrieb ein rumänischer Senator über diesen Vertrag die bezeichnenden Worte: „Nicht aus Haß gegen die Türkei, nicht aus Sympathie für das russische Volk oder die panslavistische Idee, sondern aus Furcht, von dem Stärkeren zerschmettert zu werden, wurde Rumänien der Alliierte Russlands...“ Die Unabhängigkeitserklärung erzeugte den höchsten Zorn der Russen, deren Oberbefehlshaber (auch damals ein Nikolaus Nikolajewitsch) bei seinem Einmarsch eine Proklamation an das rumänische Volk erließ, als ob dasselbe keinen eigenen Herrscher habe, sondern von Russland abhängig sei. Schon von Anfang an sprachen diese Verbündeten offen von der Auslieferung Beharabiens, denn von ihrem Siege über die verachteten Türken waren sie felsenfest überzeugt. Über das ganz Unerwartete geschah. Die Russen wurden überall, in Kleinasien wie in Europa, von den Türken geschlagen. Schon am 18. August erhielt König Karl aus dem russischen Hauptquartier eine Depesche mit der dringenden Bitte um rasche Hilfeleistung unter jeder Bedingung. Die Rumänen leisteten dem Rufe Folge, und der König übernahm auf besonderen Wunsch des Zaren den Oberbefehl über die vereinigten russisch-rumänischen Truppen. Jetzt änderte sich das Kriegsglück. Plewna, die Stätte schwerer russischer Niederlagen, wurde nun zur Rettung Russlands. Und der Dank des Zaren für die Hilfe aus gefährlichster Lage! Rumänien wurde gezwungen, jenen Teil Beharabiens, der 1856 durch den Pariser Vertrag wieder an Rumänien gekommen war, an Russland abzutreten. Die Dobrujdscha erhielt es dafür — ein schlechter Tausch. Alle Proteste blieben wirkungslos. Der russische Reichskanzler erklärte dem rumänischen Gesandten in Petersburg: daß „trotz allen Geschreis, das im Lande und im Auslande wegen der beharabischen Frage erhoben würde, Russlands Entschluß unwiderruflich wäre; die Frage würde nicht vor einem Kongreß gebracht werden, denn das hieße den Kaiser beleidigen.“ Nötigenfalls würde Russland Beharaben mit Gewalt in Besitz nehmen. Es berührt heute wie eine Ironie der Weltgeschichte, daß damals der Ministerpräsident Ioan Bratianu nach

Wien und Berlin ging, um Österreich und Deutschland um Hilfe anzugehen. England spielte sich auch damals als Beschützer der kleinen Staaten auf; es rasselte heftig mit dem Säbel — anderer Nationen, gab aber, als es Ernst wurde, klein bei. In echt englischer Diplomatie zog es sich durch einen Vertrag mit Russland aus der Affäre, indem es erklärt, daß es „nicht allein die Verantwortung auf sich nehmen möchte, sich dem vorgeschlagenen Tausche zu widersetzen und sich darum verpflichtet, eine Entscheidung in diesem Sinne nicht anzusehen.“ So handelte vor 40 Jahren der Staat, der heute sicherlich alle Versprechungen seines jetzigen „treuen Verbündeten“, Rumänien gegenüber garantiert hat!

Vom Menschentum im Kriege. Unter den zahllosen Veröffentlichungen aus dem Felde, die den Daheimgebliebenen ein Bild des Krieges in seiner ganzen Laun absehnbar Mannigfaltigkeit bieten, gehört nach wie vor den Feldpostbriefen unser größtes Interesse. Denn sie geben ungeschminkt und ungekünstelt, noch atmend vor der Erregung des Erlebten den Krieg so wieder, wie er in direktester Weise auf das menschliche Gemüt zu wirken vermag. Eine der wertvollsten Bereicherungen unseres Wissens vom Kriege aber bedeuten die in der bei Eugen Diederichs in Jena erscheinenden Zeitschrift „Die Tat“ veröffentlichten Feldpostbriefe von Albert Klein, deren Inhalt sich am besten zusammenfassen läßt unter dem Titel: Vom Menschentum im Kriege. Nicht äußerliche Kriegserlebnisse werden hier geschildert, sondern der Autor, der im Frieden als Schullehrer in Gießen tätig war, spürt den verborgenen Zusammenhang zwischen Krieg und reinstem Menschentum nach, um vom Standpunkt eindrücklicher Betrachtung zu zeigen, wie heute Krieg und Kriegsführung als Ganzes im Volksleben stehen, wie unter der Oberfläche der Schlachten- und Siegesschön das Menschliche, das Menschentum spielt, aus dem leichten Endes die Krieger und die Kriege geschnitten seien. So finden wir eine ebenso nachdenkliche wie treffende Charakteristik des deutschen Offiziersgeistes: „Der Krieg ist auch im Kleinsten ein Heraus-Herauf-Heraufgeworfen-Werden aus Höhe zu Tiefe, aus Tiefe zu Höhe, und die emotionalen Menschen kommen am meisten auf ihre Rechnung. Ich glaube, daß dies Moment auch wesentlich an der Kriegslust so vieler Offiziere beteiligt ist, dieses Bedürfnis stärkster Emotionen. Wobei ich gleich bemerke, daß ich darin etwas Großartiges finde, denn es gibt ungebrochene Kraft zum Aushalten, Pflichtgefühl. Löwenmut, der vor nichts zurücktretet. Das ist wahr: unser aktives Offizierkorps in seinem hohen Wert lernt man erst im Felde schätzen...“ Was liegt daran, wenn ein Hauptmann im Frieden etwas rauh mit seinen Leuten umspringt — aber in währender Feldschlacht springt er, den Revolver in der Hand, vor an eine Stelle, die von drei Seiten, zwei Batterien und einem Maschinengewehr beschossen wird, und kundhaftet Stellungen aus.“ Auf außerordentlich plastische Art gelingt dem Autor der Nachweis, inwieweit die Kriegsarbeit des lebensfördernden Elementes mehr bedarf als des zerstörenden: „Was mich immer wieder erstaunt hat und was ich namentlich Euch Hinterwohnern zurrufen muß, das ist die ungeheure Paradoxie des Krieges: er ist Zerstörung nur in der vordersten Front, d. h. da ist Zerstörung das aufregendste, erschütterndste Moment, aber eben nur ein Moment. Aber auf dem Weg dahin ist alles Erhaltung, Herbeischaffung, Lebensförderung. Der Feind soll zerstört, die Eigenen erhalten und gestärkt werden.“ Diese Funktion des Erhaltens und Lebenssteigernden, die in den alten Söldnerheeren dem Trost zuliegt, wird heute von dem ganzen Volk, von der vordersten Verpflegungsstation bis in die leute Bauernhütte daheim, übernommen. Es ist dies „eine solche Unendlichkeit, daß sich davor das bishen Fallan und Sterben da vorne ganz verkrümmt muß; der Sinn des Krieges ist Erhaltung, nicht Vernichtung, so wie man paradox gesagt hat, sein Sinn sei Einigkeit, nicht Zwitteracht.“ Intensives Verständnis bringt der Autor der im Felde ausgestalteten Kunst des Erzählens entgegen, die im Weltkriege an die Stelle des Volksliedes getreten sei. „Da sieht man ganz direkt am Ursprung der vollständlichen Epik, wie sie dünn anhebt und sich allmählich zu den großen erzählenden Dichtungen (Homer, Beowulf usw.) und zu den Balladen ausbreite, die Kunstwerke sind.“ Das Packendste und Elementarste aber dieser Betrachtungen über das Menschentum im Kriege ist die Schlusfolgerung, zu welcher der selbst als Kämpfer in vielen Schlachten erprobte Autor gelangt und in der er sagt: „Ich habe von dem „verrohdenden“ Wirkung des Krieges noch nichts gemerkt, sondern je länger er dauert, um so weicher macht er, um so menschlicher, um so mitfühlender. Dass ich den Kameraden neben mir nicht lange mehr halte, daß ich neben dem anderen vielleicht heute nacht schon dahinsinke, das drängt uns zusammen. Körper voll Wärme, voll Glut, voll Seele — und in wenig Stunden ein armer, zerschossener Teufel! Verroht das? Oder precht es nicht vielmehr die Tränen so herauf, daß sie dich würgen wollen? Eben darum, weil Krieg so milde macht, so weich auch gegen den Feind, kann er nicht lange dauern. Es können nicht Menschen immerdar in dieser Elstase des Gefühls leben...“